

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-00122-3

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de.

Edgar Selge

Hast du uns endlich gefunden

Roman

ROWOHLT

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, November 2021

Satz Zenon bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-498-00122-3

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen
Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren

Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine
klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von
Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes
einschließt.

www.klimaneutralerverlag.de



Hauskonzert

5

Ich geh mal üben, sagt mein Vater, verschwindet im Flügelzimmer und macht hinter sich die Tür zu. Beinahe jede freie Minute verbringt er an seinem Instrument und übt. Ich bleibe im Flur stehen und habe eigentlich nichts zu tun. Es ist aber gar nicht so langweilig für mich. Ich kann zuhören oder Selbstgespräche führen. Manchmal kommt auch jemand vorbei und unterhält sich mit mir.

Mein Vater übt immer fürs Hauskonzert. Ist eins vorbei, steht das nächste vor der Tür. Wir leben praktisch zwischen zwei Hauskonzerten. Jedes für sich ist wiederum eine Doppelveranstaltung. Am Vormittag kommen die Gefangenen aus der Jugendstrafanstalt von nebenan. Natürlich nicht alle. Das wären ja vierhundert. Aber um die achtzig sind es schon. Mein Vater trifft eine Auswahl, als Gefängnisdirektor hat er eine gute Übersicht. Am Abend kommen die Freunde meiner Eltern, Akademikerpaare aus unserer Kleinstadt.

An solchen Tagen muss viel umgeräumt werden. Die Jungs aus der Anstalt, wie wir sie nennen, bringen ihre Stühle zum Konzert mit. Dafür müssen unsere Möbel aus dem Weg. Also Tische in die Ecken, Stühle und Sessel neben die Sofas an die Wand. Vor der Abendveranstaltung muss mit unserem eigenen Mobiliar eine konzertartige Anordnung hergestellt werden. Und danach muss alles wieder an seinen ursprüngli-

chen Platz zurück. Dieses Hin- und Herräumen übernehmen vier Strafgefangene unter Anleitung meines Vaters.

6 Die Woche davor ist anstrengend. Ich kriege das gut mit, weil ich viel Zeit hier auf dem Flur verbringe. Er ist ganz schön lang, wie eine Kegelbahn, und alle müssen an mir vorbei. Die Spannung ist mit Händen zu greifen. Mein Vater muss jetzt endlich die schweren Stellen hinkriegen und übt wie besessen immer wieder dieselben Passagen. Mal langsam, mal schnell. Manches wird besser, manches sperrt sich, manches bleibt riskant.

Dieser Druck überträgt sich auf meine Mutter. Die Vorbe-reitungen wachsen ihr über den Kopf. Zwar steht das Essen nicht im Mittelpunkt, ausdrücklich nicht, immer wieder wird darauf hingewiesen, dass es beim Hauskonzert nicht ums Essen geht. Aber eine Kleinigkeit möchte man doch anbieten. Auch die Strafgefangenen sollen nicht leer ausgehen. Für sie gibt es Leberwurstbrote und Apfelsaft.

Am meisten strengt meine Mutter der Umgang mit dem professionellen Geiger an. Er reist ein paar Tage vorher aus Hamburg an, übernachtet bei uns, probt mit meinem Vater und ist heikel mit dem Essen. Sobald er da ist, dreht sich alles um ihn. Er ist Künstler, gibt den Ton an, setzt Maßstäbe, nicht nur in musikalischen Fragen, sondern grundsätzlich. Mein Vater kann froh sein, dass er diesen Musiker begleiten darf. Ein Glück für ihn. Und obwohl er gewöhnlich selbstbewusst auftritt, auch über Witz verfügt und schlagfertig ist, ordnet er sich diesem Künstler wie selbstverständlich unter.

Meine Mutter bekommt für ihre Gastfreundschaft vom Geiger aus Hamburg eine Unterrichtsstunde spendiert. Darauf muss sie sich gut vorbereiten, hat aber kaum Zeit zum Üben. Trotzdem ist sie dankbar. Unterricht bei einem so hervorra-

genden Virtuosen ist etwas Besonderes. Nachher läuft sie allerdings mit verweinten Augen herum. Die gnadenlose Kritik an ihrem Spiel hat ihr zugesetzt. Mir versetzt es einen Stich in den Magen, wenn sie mir so im Flur begegnet. Sie ist nicht ansprechbar und schüttelt nur den Kopf, wenn ich sie frage, was los ist. Sie hat aber zu allem ihre eigene Meinung und lässt sich nicht unterkriegen. Am Esstisch widerspricht sie dem Geigenkünstler, wo sie es notwendig findet, macht es jedoch so, dass mein Vater nicht das Gefühl hat, der Mann werde in seiner Meinungsfreiheit eingeschränkt.

Spät am Abend, wenn meine Eltern ins Bett gehen, höre ich dann aus dem Schlafzimmer von meiner Mutter Sätze wie: Das wird man ja wohl noch sagen dürfen, ohne dass der sich in seiner Künstlerehre gleich auf den Schlips getreten fühlt.

Ob mein Vater davon träumt, Pianist zu sein, weiß ich nicht. Er ist pragmatisch und denkt nur über Probleme nach, für die er auch eine Lösung findet.

Ich vermute, er ist ganz zufrieden damit, genau das zu sein, was er ist: ein besonders gut klavierspielender Gefängnisdirektor.

Einmal kreuzt, während ich auf dem Flur stehe und ihm beim Üben zuhöre, mein Bruder Werner auf. Er stellt sich mit mir vor die Flügelzimmertür. Seine Augen leuchten, er legt den Zeigefinger auf den Mund und lauscht.

Hör mal zu, flüstert er.

Von drinnen hören wir: tak tak tak tak.

Das ist das Metronom. Sonst ist Ruhe. Vermutlich inhaliert unser Vater gerade noch die Schlagzahl, die er sich eingestellt hat. Dann fängt er an. Eine Klaviersonate von Mozart. A-Moll. Nichts fürs Hauskonzert, das spielt er nur zum Vergnügen. Auf

Anhieb findet er ein gutes Tempo, natürlicher Ausdruck, als ob er eine Geschichte erzählt.

Pass auf, flüstert Werner.

Tatsächlich, beim zweiten Thema mit den Sechzehntel-Läufen eilt unser Vater mit der Musik davon, die Schläge des Metronoms bleiben zurück.

8 Hörst du das?

Ich nicke.

Er spielt zu schnell, kein Zweifel. Das merkt man sofort, weil er schneller spielt, als das Metronom schlägt. Aber er spielt weiter. Unbeeindruckt. Offensichtlich gefällt ihm sein eigenes Tempo besser.

Mein Bruder lacht leise. Er hört es nicht!, sagt er. Es stört ihn gar nicht! Merkst du das? Er hat einfach keinen Rhythmus. Werner schüttelt immer wieder den Kopf, kann gar nicht aufhören zu lachen, lässt mich stehen, schließt die Türen hinter sich, um in seinem Zimmer Cello zu üben.

Er ist seit kurzem Musikstudent. Ich gehe noch zur Grundschule.

Gut, hat mein Vater eben eine rhythmische Schwäche. Hilft mir aber auch nicht weiter. Er ist streng und verlangt Respekt. Ob er nun schneller spielt als das Metronom oder nicht.

Ein anderes Mal, als sich mein Vater in sein Flügelzimmer zurückzieht, bleibe ich wieder vor der Tür stehen. Hör doch mal zu, denke ich, vielleicht spielt er gleich wieder gegen das Metronom an. Aber da kommt nichts. Kein Metronom, kein Klavier. Nur Schritte auf dem Teppich.

Ich schaue durchs Schlüsselloch. Ist ja gerade niemand in der Nähe. Ich wundere mich über das Bild vor meinem Auge: Der Rahmen hat die Form einer Mensch-ärgere-dich-nicht-Figur, im Zentrum mein Vater, der eine ziellose Runde auf dem

Teppich dreht. Irgendetwas beschäftigt ihn. Er findet einen Fussel am Boden, hebt ihn auf und legt ihn sorgfältig auf den Wohnzimmertisch. Er geht zu seinem Lieblingsgemälde, Rembrandts «Mann mit dem Goldhelm». Sieht fast so aus, als ob er mit dem Bild redet. Dann schreitet er zum Flügel, dreht sich um und schaut direkt zu meiner Tür. Ich bekomme einen Schreck, aber so dumm bin ich nicht: Er kann mich nicht sehen. Er legt eine Hand auf den schwarzen Deckel des Instruments und – verbeugt sich. Er steht allein in seinem Flügelzimmer und verbeugt sich in Richtung der Tür, hinter der ich stehe! Dabei lächelt er wie eine alte Katze und nickt mehrmals in verschiedene Richtungen. Auch in meine. Als sei ich ein Saal voller Leute! Der ist ja wie ich, schießt es mir durch den Kopf.

Jetzt zieht er auch noch sein Taschentuch aus der Hose, reibt sich den Schweiß von den Handflächen, setzt sich ans Klavier, wirft das Tuch gekonnt aufs Notenpult, neben das Metronom, und spielt seine Mozartsonate.

Wieder gelingt ihm das Thema wunderschön. Einfach. Schnörkellos. Mit dieser inneren Beweglichkeit, die aus Noten überhaupt erst Musik macht.

Wem soll ich das bloß erzählen, was ich da gerade gesehen habe? Mein Vater ist ein ernster Mann, ich kann ihn doch nicht blamieren! Vielleicht träumt er doch davon, Pianist zu sein.

Im langen Gänsemarsch kommen die Sträflinge vom Gefängnistor bis in unsere Wohnung. Jeder trägt einen Holzstuhl, die Aufsichtsbeamten stehen mit einigen Metern Abstand auf der kleinen Stichstraße und passen auf, dass keiner abhaut. Laut hallen ihre Kommandos durch unsere Dienstwohnung: «Die Stühle leise abstellen! Die Hacken nicht so aufs Parkett knallen! Finger weg von den Möbeln an der Wand!» Die Gefangenen

in ihren Blaumännern füllen mit Stimmen und Geruch unsere Zimmer, drei große Räume: Esszimmer, Flügelzimmer, Arbeitszimmer, durch Schiebetüren miteinander verbunden. Im Flügelzimmer, in den beiden Polstergruppen rechts und links von der Tür, sitzen bereits ein paar Gefängnisangestellte: der Psychologe, die beiden Pfarrer, der Arzt sowie einige Fürsorger und Lehrer, die meisten mit ihren Frauen, der katholische Pfarrer mit seiner Schwester. Außerdem Fräulein Arens, die einzige Frau, die im Gefängnis arbeitet. Sie ist Fürsorgerin, leitet die Theatergruppe der Strafgefangenen und kommt aus dem Rheinland. Mein Vater nennt sie eine kluge Frau, weil sie frei und ohne Konzeptpapier sprechen kann. Auch wenn der Minister aus Düsseldorf da ist. Sie sitzt allein.

An den Wänden und im Flur stehen die Aufsichtsbeamten in grüner Uniformjacke und Dienstmütze und warten darauf, dass es endlich losgeht, damit sie sich auch setzen können.

Dann kommt mein Vater durch die Flügelzimmertür, gemeinsam mit dem Geiger aus Hamburg, beide in Schwarz. Sie verbeugen sich vor dem applaudierenden Publikum, richten sich an ihren Instrumenten ein, rücken die Noten zurecht. Zuletzt kommt meine Mutter und setzt sich links neben meinen Vater, zum Umblättern. Dann ist einen Moment Ruhe. Mein Vater hebt seine buschigen Augenbrauen und fixiert über den Brillenrand hinweg den Geiger, der den Bogen hebt. Und los geht die wilde Fahrt durch die klassische Musik.

Bach, Händel, Mozart, Beethoven, Schubert, Schumann. Manchmal Brahms.

Nur Violinsonaten.

Mein musizierender Vater inmitten seiner Strafgefangenen. Wie vielen Menschen habe ich davon schon erzählt. Immer

wieder neu, immer wieder anders. Mein ganzes Leben geht das schon so.

Jetzt sitze ich hier und schreibe das auf. Hoffentlich verschwinde ich nicht zwischen den Sätzen. Je genauer ich bin, desto fremder werde ich mir.

Die Gefangenen kommen einer nach dem andern durch unsere Haustür. Das ist eine Flut. Achtzig junge Männer. Beide Haustürflügel sind geöffnet, damit sie mit ihren Stühlen nirgendwo anstoßen. Sie entern unsere Wohnung wie ein Schiff.

Dass die immer so reinpoltern müssen!, sagt meine Mutter in der Küche, wo sie die Schnittchen schmiert. Sie macht sich Sorgen ums Parkett. Das können wir gleich wieder abziehen und neu versiegeln. Warum kann er seine Hauskonzerte nicht drüben machen, in seiner Anstalt? Da hat er doch unendlichen Platz!

Eigentlich ist meine Mutter nicht so. Da muss irgendein Problem im Busch sein, von dem ich nichts weiß.

Ist doch klar, warum unser Vater die Gefangenen zu uns holt. Gefängnismauern und Steinböden haben zu viel Hall. Wie Kirchen. Bei uns sind die Räume über vier Meter hoch, mit Holzböden, an den Fenstern schwere Gardinen, es gibt einen großen Perserteppich unterm Flügel, die drei Zimmer haben zusammen hundertzwanzig Quadratmeter: Das ist eine Bombenakustik!

Außerdem: Gefängnis von innen ist nicht jedermanns Sache. Der Geigenprofi könnte erschrecken. Überall Zellenflure und Gitter. Jede Tür muss auf- und zugeschlossen werden, bevor die nächste Tür auf- und zugeschlossen wird. Das nervt. Manchmal hört man Gebrüll. Besucher irritiert das.

Ich glaube aber, es gibt noch einen anderen Grund, warum

mein Vater seine Jungs gern in unserer Wohnung haben möchte: Sie sollen mal Familie kennenlernen. Sollen mal sehen, wie wir leben. Er ist stolz auf sein Zuhause. Meine Mutter müsste das eigentlich wissen.

12 Die Gefangenen tragen Nagelschuhe. Wie sollen die nicht poltern? Die dürfen auch nicht stehen bleiben, wenn sie reinkommen und sich ausgiebig umgucken: Ah, hier ist es aber schön! Die müssen durchgehen und Platz machen für die, die nach ihnen kommen. Die sind auch nicht persönlich eingeladen. Nur vereinzelt kennen wir ihre Namen.

Das sind Gefangene. Das ist Masse. Uniformierte Masse. Ja, Masse ist gut für den Künstler, der vorspielen will. Masse applaudiert kräftig. Masse kann frenetisch sein.

Die Akademikerpaare, die am Abend zu uns kommen, bewegen sich vorsichtig wie Störche. Und dauernd flüstern sie. Die Stimme bleibt ihnen im Hals stecken, wenn sie Bravo rufen. Dagegen ist das hier ein Truppenbesuch.

Hier, ruft jetzt einer, aber richtig laut, damit es alle hören, guck mal: mein Buffet! Das ist mein Buffet! Das habe ich gemacht! Er breitet die Arme aus und versucht, den sechstürigen Schrank aus Birkenholz, der in unserem Esszimmer steht, in seiner Länge zu umspannen. Ich denke, er kriegt gleich einen Anschiss vom Aufsichtsbeamten. Die sollen unsere Möbel nicht anfassen. Aber der uniformierte Beamte ist Tischlermeister, er stellt sich neben den Gefangenen, schaut sich das Buffet an und sagt: Tipptopp, hast du sauber hingekriegt. Hat der Chef gekauft. Ist doch eine Ehre. Kannst dich freuen. Jetzt setz dich hin.

Und der setzt sich auch, kann sich aber gar nicht wieder einkriegen.

Das ist mein Gesellenstück!, ruft er der ganzen Traube zu, in der er sitzt. Hab ich vom Meister 'ne Auszeichnung für gekriegt.

Und da liegt jetzt das Silber von Frau Selge drin, sagt sein Nebenmann.

Kannst ja mal nachschauen, meint ein anderer.

Hab ich alles ausgeschlagen, die Besteckkästen, mit Samt!

Dann bleibt sein Blick an dem van Gogh hängen, einem eingerahmten Kunstdruck, mitten über seinem Buffet. Ein weiß blühender Birnbaum auf einem Stück Acker. Das irritiert ihn. Er zeigt immer wieder hin und schüttelt den Kopf. Offensichtlich gibt das Bild dem Möbelstück eine Bedeutung, an die er bei der Herstellung nicht im Traum gedacht hat.

Immer mehr Gefangenen fällt jetzt auf, dass sie alles selbst gemacht haben, was sie hier sehen. Jeden Tisch, jeden Schrank: Bücherschränke, Eckschränke, schöne Stücke. Viel Nussbaum. Jeden Stuhl haben sie gebaut und die Polstergarnituren gefertigt. Liebevoll die Heizungsumkleidungen entworfen, wie kleine Spielzeuggefängnisse. Sogar das Parkett haben sie abgezogen und versiegelt. Wir sind hier von einer unglaublichen Fleißarbeit umgeben.

Das sind alles ihre Gesellenstücke. Der uniformierte Tischlermeister streicht mit Daumen und Zeigefinger an einem Holzstab entlang, der unterhalb einer Stofflampe herläuft. Dies, sagt er, ist das einzige Stück Holz in dieser Wohnung, das nicht durch meine Hände gegangen ist. Die Gefangenen, die das hören, lachen.

Nur die beiden schwarzen Flügel sind Fremdkörper. Ein alter Blüthner und der neue Steinway. Zwei respekt einflößende Instrumente mit goldenen Metallrädern. Den Blüthner hat die Mutter meiner Mutter gleich nach unserm Einzug geschickt. Aus Berlin. Damit es weitergeht mit der Musik.

Viel haben wir nicht gehabt. Wir sind Flüchtlinge, aus Königsberg in Ostpreußen. Wir haben einiges hinter uns. Ich natürlich nicht. Ich bin erst 48 geboren. Aber meine Eltern. Meine Brüder.

14

Ursprünglich sind sie Berliner. Meine Mutter stammt aus dem feinen Beamtenviertel gleich beim Funkturm im Berliner Westen, Hölderlinstraße, mein Vater aus Lichterfelde. Mein Vater aus einer Musikerfamilie, meine Mutter aus einer Musikliebhaber-Familie.

Die bringen mal richtig Berliner Konzertluft ins ostwestfälische Herford! Der Krieg ist verloren, der Nationalstolz im Eimer, die Nachkriegszeit haben sie überstanden, mit Ach und Krach, aber die Kultur ist übrig geblieben. Davon sind sie überzeugt. Auch wenn kein jüdischer Künstler mehr im Land ist.

Die Kultur steckt in ihnen, die ist unverwüstlich. Gedichte haben sie im Kopf, vor allem meine Mutter, Musik haben sie im Blut und in den Fingern, vor allem mein Vater.

Unsere Eltern verfügen über eine trotzigte Kraft der Lebensbejahung. Irgendwie ist noch viel Energie da. Alles muss jetzt nachgeholt werden. Komprimiert. Fiebrig und intensiv. Sie wissen noch, was das ist: ein Volk, eine Identität, ein Zusammengehörigkeitsgefühl.

Und jetzt haben sie die Moral für sich entdeckt, vor allem den Unterschied zwischen Wahrheit und Lüge. Dabei stehe ich im Fokus. Denn ich habe einen Hang zur Unaufrichtigkeit. Meine Eltern sind fest entschlossen, mich davon zu befreien. Irgendwann sind sie nicht mehr da, dann können sie nichts mehr für mich tun.

Ich sitze zwischen den Strafgefangenen und warte wie alle darauf, dass es endlich losgeht. Einen super Platz habe ich: erste Reihe Esszimmer Mitte, zwischen den Schiebetüren. Meine Füße baumeln ins Flügelzimmer. Ich habe einen guten Blick auf die Musiker und auf das gesteckt volle Zimmer dahinter. Vierzig Strafgefangene Stuhl an Stuhl. Und dann gibt's ja noch die vierzig in meinem Rücken.

15

Aber was mich verrückt macht, ist, dass die mich alle anschauen. Das ist schwer auszuhalten. Wo höre ich selbst auf, und wo fangen die Strafgefangenen an?

Schließlich verliere ich die Fassung und muss grinsen. Damit das bloß niemand merkt, ziehe ich die Backen zwischen die Zähne, bis es weh tut. Sieht sicher blöd aus, aber irgendwie muss ich mich festhalten. Sie sehn mich an, denke ich, sie sehn mich an. Nur dieser Gedanke beherrscht mich. Wo sind bloß meine älteren Brüder?

Noch nie habe ich die beiden gefragt: Wie fühlt ihr euch eigentlich unter den Strafgefangenen? Musik ist eben das große Thema in unserer Familie, nicht die Strafgefangenen, die gehören einfach dazu. So wie die Nachbarn und das Gefängnis vor der Haustür. Wir sind immer die, die draußen sind. Das finden wir in Ordnung.

Ist es ja auch. Die Strafgefangenen werden mit Respekt behandelt, klassische Musik wird ihnen nahegebracht, sie werden in die Familie einbezogen, sie arbeiten für uns, stellen unsere Möbel her, heizen unser Haus, halten den Garten in Schuss, bauen unser Gemüse an, manchmal haut einer ab, sperrt den Aufsichtsbeamten, der ihn zum Heizen begleitet hat, im Keller ein, schnappt sich eins unserer Fahrräder und türmt.

Ja, das kommt schon vor. Sogar bei denen, die bereits Freigänger sind, also außerhalb des Gefängnisses eine Arbeit

haben, frühmorgens den Knast verlassen und nachmittags spät zurückkommen. Gerade dann hauen sie ab. Kurz vor ihrer Entlassung. Natürlich werden sie gefasst. Und verlegt in ein anderes Gefängnis mit einem weiteren Jahr Haft. Mindestens.

Das regt mich wahnsinnig auf. Warum warten die nicht ab? Es dauert doch gar nicht mehr lange, dann sind sie sowieso frei!

Mein Vater zieht die Stirn hoch, blickt in die Ferne und nickt unmerklich vor sich hin. Meistens fertigt er meine Fragen schnell ab. Diese nicht. Er zuckt mit den Schultern. Offenbar gibt es da auch bei ihm noch einen ungelösten Rest. Seine Kriegsgefangenschaft ist noch nicht so lange her. Er kann die Ausreißer verstehen. Er weiß, wie das ist, wenn sich nach langer Zeit der Tag der Entlassung nähert, der Tag, von dem man die ganze Zeit geträumt hat. Er greift sich mit beiden Händen an die Brust, den Hals, spielt mir die Beklemmung in einer Zelle vor, die einem immer enger erscheint. Man will nur noch raus. Raus! Raus!

Trotzdem verstehe ich nicht, dass einer heute abhaut, wenn er morgen entlassen wird.

Das ist eben Gefängnis, erklärt er mir geduldig. Wenn die Tür hinter dir ins Schloss fällt und der Riegel von außen zugeschoben wird, beginnt eine andere Zeitrechnung.

Aha, denke ich. Eine andere Zeitrechnung.

Mit Bach fangen sie an. Mein Gott, ist das schön, wenn der Geiger mit seinem satten Bogenstrich eine Bachsonate anfängt. Die Musik reißt gleich mit den ersten Takten eine Tür auf. Vor Begeisterung kann ich meine Beine gar nicht still halten. Die Geige strahlt und glänzt, ihr Ton befreit, schafft Platz, ist stark,

lebensbejahend, man atmet gleich ganz anders. Ich bin stolz, in einer Familie zu leben, wo ich das in natura hören darf.

Es ist mehr als schön. Meine Eltern nennen das sinnlich. Ich finde, so ein Geigenton ist eine Verführung. Eine Aufforderung zur Lust, wie sie in meinem Leben sonst nicht vorkommt. Alle Geiger, mit denen mein Vater spielt, haben ein Vibrato und einen Bogenstrich, dass mir vor Staunen der Mund offen steht. Und die Violinsonaten von Bach bis Brahms machen unmissverständlich klar, dass der Mensch ein triebhaftes Wesen ist. Das verunsichert die Anwesenden, es beunruhigt auch die Strafgefangenen, die still sitzen und zuhören müssen.

17

Ich habe sie ja vor mir. Ich kann sie beobachten von meinem super Platz. Ich merke, wie Leben in sie kommt und jeder Einzelne entscheiden muss, ob ihm das gefällt oder nicht. Ob er es zulassen möchte oder nicht.

Fräulein Arens zum Beispiel muss unmerklich lächeln. Sie hat einen rötlichen Damenbart, der jetzt breiter wird und sonnig schimmert. Pfarrer Kubis mit dem Holzbein bekommt glühende Augen. Seine Frau übt Druck auf ihre Lippen aus. Jeder wird berührt von der Musik und muss sich dazu verhalten.

Jetzt entdecke ich auch die Köpfe meiner beiden größeren Brüder. Sie passen gut zwischen die Gesichter der Strafgefangenen. Martin, der älteste, macht gerade Abitur und muss zum Militär. Werner als werdender Musiker braucht kein Abitur.

Martin und Werner. Sie werden bald das Haus verlassen, sagen meine Eltern. Furchtbar endgültig klingt das. Das Haus verlassen? Kommen die nicht zurück?, frage ich.

Nur noch zu Besuch. Gewöhn dich schon mal an den Gedanken und konzentrier dich ab jetzt auf deinen kleinen Bruder.

Mit einem Schlag merke ich, wie sehr ich mich an meinen

älteren Brüdern orientiere. Täglich. An ihren Stimmen, ihrer Widerborstigkeit, ihren Meinungen. Ohne sie wird der Alltag in unserer Familie leblos sein. Ich sehe mich schon verloren zwischen meinen Eltern, diesen beiden Panzern, deren manövrierende Bewegungen ich nicht deuten kann.

18 Kümmer dich um Andreas, sagen sie immer wieder und weisen mir damit ein Aufgabenfeld zu. Das macht mich ganz panisch. Wie soll ich mit meinem kleinen Bruder spielen? Ich spiele doch gar nicht mehr! Will ich auch gar nicht! Ich will bei den Älteren dabei sein, zuhören, zugucken.

Zum Trost bekomme ich zu Weihnachten schon mal ein Messer geschenkt. Es ist ein stehendes Messer mit einem Hirschhorngriff in einer Lederscheide, die man am Hosengürtel befestigt. Für die Freizeitfahrten mit dem CVJM. Ein sogenanntes Fahrtenmesser.

Ist die Schneide auch scharf?, ist meine erste Frage am Weihnachtstisch.

Draußen ausprobieren! Nicht drinnen! Rufen sie mir zu, Mutter, Vater, Martin, Werner.

Wer bin ich damals? Es geht mir heute nicht anders als auf dem Flur meiner Kindheit. Ich langweile mich kaum. Ich gucke Löcher in die Luft. Ich führe Selbstgespräche. Ich bin derselbe Träumer.

Mir schießt dieser idiotische Reflex durch den Kopf, ob man das Gefängnis im Gesicht der Gefangenen sehen kann. Gibt es da eine Spur ihrer Straftaten? Es muss doch was zu erkennen sein von dem, was sie ausgefressen haben. Irgendwo muss sie sich abbilden, die kriminelle Energie!

Kriminelle Energie. Hätte ich dieses Wort bloß nicht gehört.

Mein Vater verplappert sich oft. Er übersieht mich, und dann ärgert er sich hinterher schwarz, dass ich dabeigesessen bin und alles mitgehört habe. Er bemerkt mich nicht, weil er so intensiv mit meiner Mutter und meinen älteren Brüdern redet. Von Tino spricht er, dem Kindermörder.

Er hat wieder mit Tino geredet und ist erschüttert, wie weich dieser Mensch ist. Nur noch ein Häufchen Unglück. Und Tino sagt kaum noch etwas. Er ist verstummt. Er hat das schwerste Verbrechen begangen, das man sich vorstellen kann, ist aber völlig frei von jeder kriminellen Energie. Zwischen all seinen Zellengenossen wirkt er wie jemand, der irrtümlich eingesperrt wurde. Ich rede mir den Mund fusselig, sagt mein Vater, damit ich ihn nur wieder zum Sprechen bringe. Er muss hier in die Familie! Er muss zum Hauskonzert mitkommen. Er muss begreifen, dass das Leben weitergeht.

Was ist das, kriminelle Energie?, frage ich meinen Vater.

Meine helle, durchdringende Stimme erschreckt ihn. Er ist wütend, dass er über Tino geredet hat und ich dabei war. Er hat mich wieder übersehen.

Warum bist du nicht im Bett?, schreit er. Es gibt keine kriminelle Energie! Wenn du unbedingt wissen willst, was das ist, schau dich selber an! Die Jungen, die hier in der Anstalt sitzen, und besonders die, die zu unseren Hauskonzerten kommen, haben alle gute Gründe, dass sie ihre Strafe absitzen müssen. Und jetzt ist Schluss mit dem Thema!

Ja, das ist richtig. Im Vergleich zu Tino komme ich mir vor wie ein charakterschwacher Kleinkrimineller. Meine Notlügen und lächerlichen Gelddiebstähle haben keine Größe. Tino hat Größe. Lamont auch. Sie werden von meinem Vater geachtet. Das liegt an ihrer Persönlichkeit und an ihren Taten. Das eine ist von dem andern nicht zu trennen.

Sicherheitshalber werde ich am nächsten Sonntag weggeschickt, wenn mein Vater «Die Brüder Karamasow» vorliest. Das Kapitel, wo Gruschenka Dimitri verführt, ist dran. Da kommen anscheinend Sachen vor, die ich auf keinen Fall hören soll.

20 Das kriegt Edgar nur in den falschen Hals. Überhaupt ist Dostojewski für Edgar noch zu früh. Also ab in dein Zimmer!

Warum?, frage ich fassungslos. Dimitri ist in meiner Phantasie mein Bruder Martin, Iwan ist Werner, und ich bin Aljoscha. Das weiß natürlich keiner in meiner Familie.

Ich habe mich auf dieses Kapitel gefreut. Ich frage meinen Vater: Wollen wir nicht erst mal abwarten, was kommt?

Raus, sagt er. Ich weiß schon, was kommt. Du erzählst sonst nur dummes Zeug in der Nachbarschaft rum. Also ab jetzt!

Ich gehe vor die Tür. Da kann ich aber kaum noch was verstehen. Alles muss ich mir selbst zusammenreimen. Vor allem die Sätze über Aljoscha, die muss ich dringend wissen. Damit ich weiß, wer ich bin.

Natürlich erzähle ich viel bei den Nachbarn rum, was ich bei uns am Esstisch höre. Die Frauen der Aufsichtsbeamten, bei denen ich nachmittags meinen Kakao trinke, sind sehr neugierig. Und mein Vater, wenn er erst richtig in Schwung ist, erzählt immer mehr, als er möchte.

Dass Frau Joswig, die mit Mann und Söhnen über uns wohnt und einmal die Woche in unserem Badezimmer die Wanne benutzt, nur noch eine Brust hat, ist meinem Vater neulich gegen seinen Willen rausgerutscht. Er musste es sagen, weil er beweisen wollte, dass ich Frau Joswig nicht durchs Schlüsselloch nackt gesehen haben kann, wie ich behauptete. Ich hätte dann sehen müssen, sagt er, dass sie nur eine Brust hat. Das sei der Beweis, dass ich lüge.

Ich habe nur auf das schwarze Dreieck zwischen ihren Oberschenkeln geschaut, sage ich wahrheitsgemäß. Sie trocknete sich gerade ab und hielt wahrscheinlich das Handtuch vor ihre Brüste.

Sie hat nur eine!, schreit mein Vater.

Die Geschichte mit der Brust habe ich rumerzählt, und sie kam dann über Herrn Joswig wieder zurück zu meinem Vater. Das war sehr schlecht für mich.

21

Man kann nichts erzählen, wenn Edgar am Tisch sitzt, sagt mein Vater zerknirscht. Im Grunde können wir nur noch stumm unsere Suppe essen.

Kriminelle Energie. Wie dieses Wort in mir arbeitet.

Kann sein, dass ich alles durcheinanderbringe, wie mein Vater sagt. Kann sein, dass ich alles aus seinem Zusammenhang reiße. Dass ich Dinge verbinde, die nichts miteinander zu tun haben.

Tino, dem sein Kindermord die Sprache verschlägt, hat nichts zu tun mit Frau Joswig, die eine Brust verloren hat. Würde mein Vater sagen. Aber in meinem Kopf sieht das eben anders aus. Da steht das Bild meines Vaters, der in Luzern an der sonnigen Kappeler-Brücke in einen weißfleischigen Pfirsich beißt, sich von oben bis unten besudelt und dabei glücklich strahlt, gleichberechtigt neben dem Bild von Tino, dem Kindermörder, und der nackten Frau Joswig, die sich in unserem Badezimmer ihre Brust abtrocknet. Hier, in diesen Räumen, bei diesem Hauskonzert, gehört das für mich zusammen: mein Vater am Flügel, der eine Bachsonate begleitet, Frau Joswig, die mit verschränkten Armen in die Sofaecke gedrückt neben Fräulein Arens und Pastor Kubis sitzt, und Tino, den ich in der ersten Reihe entdecke, genau mir gegenüber auf

der anderen Seite des Flügelzimmers. Die wilde Gigue vom letzten Satz der Bachsonate verbindet uns, und der saugende Geigenton tut alles dafür, diesen verschiedenen Leben einen gemeinsamen Sinn zu geben.

Tinos Gesicht ist extrem vertrauenerweckend. Er kann höchstens neunzehn sein. Ich halte ihn aber für dreißig oder älter. Es ist großflächig, blass, unbeweglich und hat einen gütigen Ausdruck. Ich kann ihn unentwegt angucken, solange er meinen Blick nicht bemerkt. Jetzt sitzt er vornübergebeugt, die Ellbogen auf den Oberschenkeln, und hält seinen Kopf mit den Händen fest. Die Musik stürzt in ihn hinein, und so wie ich mir auf die Backen beißen muss, wenn ich fremde Blicke nicht aushalte, so muss er seinen Kopf festhalten, weil er die Schönheit dieser Musik sonst nicht erträgt.

Ja, ich suche Spuren in den Gesichtern der Strafgefangenen. Ich hätte das gerne, dass das Leben und seine Umstände sich so in die Gesichter malen, dass man deren Ausdruck in die Geschichten des Lebens zurückverwandeln kann. Aber das Leben wächst anders ins Gesicht. Unsichtbar. Man ahnt vielleicht eine Wucht vergangener Ereignisse, mehr nicht.

Ich weiß eigentlich so gut wie gar nichts über die Strafgefangenen. Es ist eine Schande, wie wenig ich weiß. Was heißt das schon: Jemand ist ein Kindermörder! Überhaupt: Mörder! Was für ein monströses Wort, das einige wie ein Kainszeichen vor sich hertragen müssen. Und sie sehen alle ganz verschieden aus: lustig, ernst, ängstlich, verschlossen, offen, manche haben erwartungsvolle Kindergesichter, manche schauen wie vom Leben zu früh erschöpft und zur Trauer verdammt.

Lamont zum Beispiel. Wo ist der eigentlich? Ich habe ihn noch gar nicht gesehen. Vielleicht sitzt er hinter mir.

Wie Tino sieht Lamont viel älter aus, als er ist, und hat eine

lange Strafe abzusitzen. Er würde nie vor seiner Entlassung türmen. Ich glaube, er kann sich aus dem Gefängnis gar nicht mehr wegdenken. Vielleicht muss man ihn eines Tages in die Freiheit zerren.

Bei uns bleibt er leider nur, bis er achtzehn ist. Möglicherweise kann ihn mein Vater noch etwas länger dabehalten, aber das muss er dem Jugendrichter ausführlich begründen. Spätestens mit zwanzig ist Schluss mit Jugendstrafe, dann kommt Erwachsenenvollzug. Da sind auch meinem Vater die Hände gebunden. Und im Erwachsenenvollzug herrschen rauere Sitten als bei uns, da ist die Rückfallquote hoch. Da lernen viele erst, was kriminelle Energie ist.

23

Jetzt ist Mozart dran. Der langsame Satz dieser Sonate ist besonders eingängig. Sagt mein Vater. Mozart habe ihn kurz nach dem Tod seiner Mutter komponiert. Und mein Vater, dessen Mutter in Königsberg beim Phosphorbombenangriff der Briten verbrannt ist, lehnt sich zurück und spielt das Thema mit geschlossenen Augen. Ja. Das Thema strahlt eine Erschöpfung aus, der man sich gerne überlässt.

Lamont hat seine Freundin erschossen. Er ist gelernter Buchhändler und arbeitet hier in der Buchbinderei. Er hat unsere Noten, die nach dem Krieg in einem ausgebombten Berliner Keller lagerten, alle wieder neu eingebunden und liebevoll mit einem Lesebändchen aus roter Seide versehen.

Eigentlich wollte Lamont sich auch erschießen. Aber nachdem seine Freundin tot war, hat die Kraft für ihn selbst nicht mehr gereicht. So drückt mein Vater das aus. Er ist ein halber Kleist, sagt mein Vater nachdenklich. Und auf meine Frage, wer Kleist sei, erklärt er mir geduldig, obwohl er sich ärgert, dass er sich mit Lamonts Mord schon wieder verplappert hat, dass es

sich bei Kleist um einen verzweiferten jungen Dichter handle, der sich und seine Freundin am Wannsee in Berlin erschossen hat.

Wann war das?, frage ich meinen Vater.

Im November. 1811.

Das ist ja lange her.

24

Ja, sagt mein Vater. Wie viel Jahre sind das? Na?

Ich bin schwach im Kopfrechnen, und mein Vater ist ungeduldig. Aber er ist gut aufgelegt und hilft mir.

Welches Jahr haben wir jetzt?

1958.

Also? 58 minus 11?

Natürlich 47.

Also 147 Jahre ist Kleist tot. Ein Goethezeitgenosse. Zu Lebzeiten wurde er als Dichter nicht richtig anerkannt, und Goethe hat sich gemeinsam mit seinem Freund Schiller über ihn lustig gemacht.

Und deshalb hat Kleist sich und seine Freundin erschossen?, frage ich.

Mein Vater nimmt sich einen Augenblick Zeit und erzählt, als sei er damals Gerichtsreporter gewesen: Das weiß man nicht so genau. Goethe hat einen Roman geschrieben, in dem sich ein junger Mann, Werther, aus Liebeskummer erschießt. Das war ein Bestseller. Viele junge Leute, die selber Liebeskummer hatten, haben sich nach der Lektüre von diesem Buch erschossen. Lamont hat dies Buch auch gelesen. Mit seiner Freundin. Aber er hat nicht begriffen, dass Goethe, der sich eigentlich auch erschießen wollte, nur am Leben geblieben ist, weil er das Buch geschrieben hat. Die Leiden des jungen Werther.

Und weshalb ist Lamont ein halber Kleist?

Mein Vater befürchtet eine logische Schwäche bei mir und wird etwas ungeduldig.

«Ein halber Kleist ist die Hälfte von einem ganzen», das ist unter Juristen eine stehende Redewendung, sagt er. Wenn zwei Menschen gemeinsam Selbstmord begehen, gibt es keinen Schuldigen. Wenn sich aber zwei Menschen umbringen wollen, und einer bleibt auf halbem Weg stehen? Was ist dann?

25

Dann gibt's einen Schuldigen, antworte ich wie aus der Pistole geschossen.

Gut, sagt mein Vater, sehr gut. So kannst du Jurist werden. Das Interessante ist aber nun, dass man ja froh sein muss, wenn jemand seinen Selbstmord noch kurz vor der Tat stoppt. Auch wenn er inzwischen zum Mörder geworden ist.

Da muss man bei Lamont besonders froh sein, sage ich.

Du hast vollkommen recht. Aber das berücksichtigt kein deutscher Richter. Deshalb ist der «halbe Kleist» ein juristisches Beispiel für den Unterschied zwischen Recht und Gerechtigkeit.

Aha.

Plötzlich schaltet mein Vater wieder um. Erzähl das bloß nicht wieder weiter! Die Sache mit Lamont ist mir nur so rausgerutscht. Aber wenn mir morgen eine der Beamtenfrauen in der Nachbarschaft sagt, dass sie Angst vor Lamont hat, weil der seine Freundin erschossen hat, kannst du was erleben! Das meine ich ernst.

Das erzähle ich bestimmt nicht weiter, verspreche ich und überlege schon, mit wem ich mich am liebsten über Lamont unterhalten würde.

Ich mag Lamonts Gesicht. Ich stelle es mir gerne vor. Seine Lippen sind voll, es ist fleischig um Mund und Nase, ohne fett zu sein. Die Augen sind tief und schwärmerisch, nicht eng,

sondern eher weit auseinanderliegend, das Haar lockig und dunkel, aber nicht schwarz, das ganze Gesicht eher breit als schmal. Wenn ich ihn heute unter den achtzig Gefangenen nicht finde, wird dies ein verlorener Tag gewesen sein.

Meine Mutter erhebt sich von ihrem Stuhl. Sie steht zum Umblättern auf. Sorgfältig verfolgt sie die Notenzeilen, achtet aber gleichzeitig darauf, ob mein Vater ihr ein Zeichen gibt. Sie muss sich entscheiden, ob sie selbständig umblättern will oder auf den Blick meines Vaters warten soll. Jetzt nickt er ungeduldig, sie greift nach dem Eselsohr unten auf der Seite und beißt sich auf die Lippen, damit bloß die Noten nicht runterfallen. Ihre Hände zittern. Ich glaube, sie ist aufgeregter als mein Vater. Natürlich kann sie Noten lesen, aber nicht so schnell, wie er spielt.

Ich würde wahnsinnig gern mit Lamont über seinen versuchten Doppelselbstmord, aus dem ein Mord wurde, sprechen. Ich würde ihm gerne sagen, wie froh ich bin, dass er sich nicht erschossen hat. Mit ihm gemeinsam habe ich zum ersten Mal Theater gespielt. Vor einem Jahr, auf der Bühne in der Turnhalle vom Gefängnis. Fräulein Arens hat inszeniert, «Was ihr wollt» von Shakespeare. Eine sogenannte Volksfassung. Oft habe ich versucht, ein Gespräch mit ihm anzufangen. Aber er guckte immer stur in sein Rollenbuch.

Lamont war Orsino, dieser liebeskranke Herzog, der immer Musik hören will, um sich noch mehr in seine Sehnsucht nach der Gräfin Olivia hineinzusteigern. Olivia will aber von Orsino nichts wissen, und er kriegt sie auch nicht. Nicht mal am Ende des Stücks. Er muss dann ein junges Mädchen nehmen, das sich als Mann verkleidet hat, um bei ihm als Liebesbotschafter zu arbeiten. Sie heißt Viola und wirbt unter dem Namen

Cesario bei Olivia für Orsino. Dabei verliebt sich Olivia in dieses als Mann verkleidete Mädchen, und der junge Mann, der eigentlich ein Mädchen ist, verliebt sich in Orsino. Das ist alles ziemlich verworren, vor allem, wenn alle Schauspieler männliche Strafgefangene sind, die dann Frauen spielen, die sich wiederum als Männer verkleiden.

Ich hatte eine Rolle mit zwei Minisätzen. Am Anfang des Stücks frage ich Lamont: «Wollt Ihr nicht jagen, gnädiger Herr?» Ich frage das, um ihn von seinem Liebeskummer abzulenken. Und Lamont fragt zurück: «Was, Curio?» Und ich antworte, mit allem Optimismus, den ich aufbringen kann: «Den Hirsch!» Und Lamont antwortet darauf mit einem dieser komplizierten Sprachbilder von Shakespeare, die man erst nach mehrmaligem Lesen verstehen kann: «Das tu ich ja! O wie ich Olivia zum ersten Male sah, schien mir, sie reinigte die Luft von einem giftigen Nebel. Von diesem Augenblicke an war ich in einen Hirsch verwandelt, und meine Begierden, gleich wilden, hungrigen Hunden, verfolgen mich seither.»

Lamont sprach Orsinos Text sehr langsam und verständlich, in kölnischem Dialekt. Er wusste, was er sagte, und musste es nicht spielen. Es klang traurig und aussichtslos. Hundert Strafgefangene und viele Aufsichtsbeamte, die an den Wänden standen und erstaunt, ja ungläubig auf die Bühne schauten, konnten erleben, wie Lamont seine eigene Geschichte erzählte. Ich habe ihm versunken zugehört und vergessen, dass ich ja auch auf der Bühne stehe. Erst als Fräulein Arens aus der ersten Reihe mehrmals aufgeregt in meine Richtung winkte und flüsterte: Edgar, Menschenkind, du musst doch abgehen!, habe ich die Bühne verlassen und aus der Gasse weiter zugeschaut.

Jetzt kommt der schnelle Schlusssatz der Mozartsonate. Da

schaue ich meinen Vater nicht an. Ich habe Angst, dass er sich dann verspielt. Er strahlt nicht mehr diese Sicherheit aus wie im langsamen Satz.

Ich denke: Gleich verspielst du dich. Und wenn er sich dann wirklich verspielt, bin ich schuld.

28 Dazu kommt, dass mein Vater bei den schwierigen Klavierstellen mit seinem Unterkiefer so unschön hin und her mahlt. Ich möchte nicht, dass man das sieht, und deshalb schaue ich auch nicht hin. Ich kenne diesen mahlenden Unterkiefer von mir selbst.

Bei dem Geiger mit seinem satten, saftigen Ton, der einem unter die Haut geht, flitzen die Finger übers Griffbrett, und der Bogen saugt sich an den Saiten fest, Temperament und Kontrolle halten sich die Waage. Aber diese Geige, die ihm zwischen Kinn und Schultern steckt und die das Fett am Hals so wulstig aufwirft, macht sein Kindergesicht auch nicht gerade schön.

Wo gehen eigentlich die Blicke der Strafgefangenen hin? Manche schauen auf ihre Oberschenkel, manche schauen mich an, offen, ja provozierend. Da guck ich gleich weg. Einige schauen auf die Musiker, andere aus den Fenstern. Wieder andere blicken staunend auf unsere Bücherschränke und die Bilder an den Wänden. Die interessieren mich. Mit denen rede ich. In meinen Gedanken.

Ja, sage ich zu ihnen, wir haben so viele Bücher. Wir sind Menschen, die Bücher lesen. Und wisst ihr, wer in den Bilderahmen steckt, die über den Bücherschränken hängen? Das sind unsere Hausgötter! Dieser übergroße Kopf, der keineswegs glücklich aussieht, sondern dem ein Gewitter im Gesicht steht, das jeden Moment losbrechen kann, das ist Beethoven, gemalt von Waldmüller. Der müde Typ, der so weggetreten

nach innen schaut, als sei er gar nicht da, ist Robert Schumann. Der Kurzsichtige mit der Brille, der sich schüchtern nach unten wegduckt, ist Schubert. Und das ist Bach, der so gequält ein Notenblatt vor sich hinhält, als hätte er Magenschmerzen. Glücklicherweise sehen die alle nicht aus.

Was denkt ihr, wenn ihr die seht und diese Musik hört, die euer Chef da mit dem fremden, fiedelnden Mann spielt? Was denkt ihr, wenn ihr mich seht? Du hast es gut? Oder denkt ihr: Wir sind zwar im Knast, aber du bist in der Irrenanstalt. Oder denkt ihr nichts von alledem, weil die Musik euch fesselt wie ein Naturereignis?

29

Vielleicht schauen sie sich auch viel hilfloser in unserer Wohnung um, als ich es mir vorstellen kann. Vielleicht denken sie, das sei eine Idylle. Das wäre aber ein Irrtum. Wir kämpfen hier täglich hart um ein Zusammenleben, in dem Fröhlichkeit und gute Laune oberstes Gebot sind. Unsere Eltern wollen beweisen, dass der Krieg und die sogenannte schlechte Zeit vorbei sind. Jetzt muss Glanz her. Auch in den Gesichtern soll es glitzern vor Optimismus. Das ist Arbeit und hat eher mit Zubeißen zu tun als mit Genuss. Musizieren ist Anstrengung, Drill, manchmal auch Erniedrigung. Die Freude kommt vielleicht am Schluss in Form einer Belohnung dazu.

Ob sich die Strafgefangenen so ein Leben aussuchen würden, wenn sie die Wahl hätten?

Ich habe jedenfalls schon mal versucht, hier auszubrechen. Aus dieser Musikanstalt. Vor vier Jahren. Da war ich noch nicht in der Schule. Ja, ich habe tatsächlich schon eine Vergangenheit als Ausbrecher. Mir war das hier alles zu anstrengend.

Ich weiß nicht mehr genau, warum ausgerechnet an dem Tag. Ich hole mir eine Brotmarke aus der Küchenschublade, hell für Weißbrot. Damit gehe ich zum Gefängnistor und drücke

auf den Klingelknopf. Herr Gnegel schließt mir auf. Na Etja, was willst du denn? Ich halte ihm meine Marke hin. Der kleine Gnegel. Den kennen alle, die hier sitzen. Ich darf reinkommen und mir in dem gemütlich-miefigen Pförtneraum ein Brot aus dem Schrank aussuchen. Ich bedanke mich und mache mich auf den Weg.

30 Wohin? Am besten mal Richtung Bahnhof. Ich biege in die Hansastrasse, und eine ungeheure Vorfreude packt mich, als ich diese lange und breite Strecke vor mir sehe, die zum Bahnhof führt. Aha, das ist die Freiheit, von der alle sprechen, denke ich, und voller Abenteuerlust beiße ich in das Weißbrot. Während ich noch kaue, sehe ich jemanden, den ich gut kenne. Es ist mein Vater. Er kommt auf mich zu. Keine Ahnung, was er hier zu suchen hat. Und schon fragt er mich, wo ich hinwill.

In die weite Welt, antworte ich, völlig verdattert.

Na, sagt er, dann komm mal mit nach Hause. Fasst mich am Ohr und führt mich durch die ganze Eimterstrasse zurück in unsere Dienstwohnung.

Guck mal, wen ich da gefunden habe, sagt er zu meiner Mutter und lässt mein Ohr los.

Meine Mutter empfindet meinen Fluchtversuch als Kränkung, als mangelnde Dankbarkeit gegen sie. Sie schüttelt den Kopf und spricht nicht mit mir. Mein Vater nimmt es weniger persönlich, er sieht nur die Gefahr, aus der er mich zurückgeholt hat: Da hast du noch mal Glück gehabt, dass ich zufällig vorbeigekommen bin.

Für ein paar Tage darf ich das Haus nicht verlassen. Am nächsten Sonntag wird mein Weißbrot aufgeschnitten, und meine beiden Brüder bestehen darauf, dass ich die angefresenen Scheiben alleine essen muss. Zerknirscht kaue ich auf meinem Brot herum.

Ich hab es nicht geschafft! Es ist eine Niederlage. Ich weiß nicht, wie ich es umsetzen soll, richtig abzuhausen. Ich bin einfach noch zu klein. Ich komme hier nicht weg.

Ich baumele mit den Beinen auf meinem Stuhl und muss sagen, dass mich Mozart manchmal schon langweilt. Irgendwie komme ich hier gar nicht vor.

31

Das Schubert-Duo, das als Nächstes drankommt, spricht mich mehr an, als mir lieb ist. Es besetzt meine Gefühle und raubt sie mir gleichzeitig. Es macht mich zum Opfer. Immer von derselben Melodie in endlosen Modulationen herumgeführt zu werden, geht mir auf die Nerven. Schließlich wird man ganz willenlos und weiß nicht mehr, wer man ist. Ich habe dem nichts entgegenzusetzen. Mit dieser Musik kann ich nichts in mir aufbauen.

Mein Bruder Werner schon. Aber er ist eben ein Musiker. Mit seinen muskulösen Armen schaufelt er täglich Etüden wie ein Kohlearbeiter. Klar, dass der auf dem Teppich bleibt, wenn er die schönsten Melodiebögen aus den beiden Schubert-Trios spielt. Mich schwemmt diese Musik weg. Wahrscheinlich nehme ich Schuberts Sehnsucht zu wörtlich.

Ich bin ein mittelmäßiger Klavierschüler, habe Mühe mit dem Notenlesen und dem Rhythmus. Harmonielehre ödet mich an. Wenn ich das erste Stück aus Robert Schumanns «Kinderszenen» übe, «Von fremden Ländern und Menschen», ahne ich, wie schön das klingen könnte, würde man es flüssig spielen. Aber statt zu üben, nehme ich die Hände von den Tasten und träume vor mich hin.

Das ist unbefriedigend und nicht günstig für meine musikalische Entwicklung. Ganz ähnlich wie bei den Mädchen. Wenn ich von einer nicht mehr weggucken kann, ver falle ich in

eine Starre und bin sprachlos. Am Abend forme ich einen Kopfabdruck in mein Kissen und lege meine Wange vorsichtig daneben. Auch das ist unbefriedigend und bringt mich nicht weiter.

Manchmal kommt es vor, dass ich ausnahmsweise ein Klavierstück zu Ende geübt habe und vorspielen kann. Komischerweise klingt es gut, der Flügel singt, mehr sogar als bei meinem Vater, die Musik atmet, und ich kann meine zuhörende Umwelt dahingehend täuschen, dass sie glaubt, da müsse doch mehr bei mir drin sein.

Es ist aber nicht mehr drin. Denn ich spiele vor allem einen Pianisten, der ein Musikstück spielt.

Meine Stimmung ist jetzt im freien Fall. Ich versuche, mich an den Bildern festzuhalten, die hier an den Wänden hängen. Diese goldgerahmten Rembrandts und van Goghs. Aber es sind Kunstdrucke, keine Bilder. Gedächtnisstützen, die an die Originale erinnern sollen.

In der Hämelingerstraße bei Stellbrink, wo mein Vater die Rahmen für die Drucke aussucht, steht im Schaufenster ein richtiges Bild. Ein Original mit so dick aufgetragener Farbe, dass ich mit der Handfläche drüberfahren möchte. Es zeigt eine junge Frau in südlicher Kleidung, vollbusig, mit roten Lippen und schwarzen, wehenden Haaren, die dem Betrachter schwungvoll eine Obstschale entgegenhält. Unter dem Bild steht: «Zigeunerin». Der Name des Malers ist gar nicht angegeben.

Mein Vater findet es so kitschig, dass er sich an den Kopf fasst bei der Vorstellung, jemand könne sich das ins Wohnzimmer hängen. Er nimmt es sogar Herrn Stellbrink übel, dass er so was in sein Schaufenster stellt.

Aber bei den Aufsichtsbeamten und ihren Frauen, die hier

rund um die Gefängnismauer wohnen, hängen solche Bilder. Manchmal noch ein röhrender Hirsch dazu. Und alles Originale.

Was für ein billiger Kitsch!, lästert mein Vater, als ginge davon ein Angriff aus. Kommunismus und Kitsch, das sind die zwei Bedrohungen seiner Welt. Vom Kommunismus verstehe ich noch nicht so viel, aber die Diktatur seines guten Geschmacks kann ich spüren. Ein unsichtbares Gitter scheint Kunst vom Kitsch zu trennen, eine Art eiserner Vorhang. Auf der richtigen Seite versammele sich die tonangebende Schicht der Menschheit, sagt mein Vater.

Und auf der falschen?

Der Geiger, mit dem mein Vater heute auftritt, ist ein Hamburger Kaufmannssohn, der als Schüler bereits Tschaikowskys Violinkonzert öffentlich gespielt hat. Ein ziemliches Ass also. Er erzählt uns, dass er extrem unter Lampenfieber leidet. Vor seinen Solokonzerten hätte er sich am liebsten in der Künstlergarderobe die Finger abgehackt, um nicht in den Saal rausgehen zu müssen. Seine rechte Handkante fährt auf die Finger seiner Linken wie ein Fallbeil, und er wiederholt mit seinen fetten Lippen: Nur noch abhacken! Nur noch abhacken! Damit endlich Schluss ist! Mit diesem entsetzlichen Lampenfieber!

Deshalb hat er keine Solokarriere gemacht, sondern ist als Vorgeiger der zweiten Geigen in einem Orchester für Barockmusik untergetaucht. Zum Trost spekuliert er an der Börse und sammelt kleine Goldstücke. Mir hat er eins gezeigt. Er hat es aus seinem speckigen Portemonnaie geholt und mir stolz in die Hand gedrückt. Mit Speichel auf den Lippen und glänzenden Augen hat er gesagt: Da, eine echte Goldmünze! Schau mal, wie blank die ist!

Ich habe mich artig bedankt, weil ich dachte, er will sie mir schenken. Aber da hat er gekreischt, als würde ich ihm aufs Hühnerauge treten: Zeigen will ich es dir! Bloß zeigen! Gib das sofort wieder her!

34 Und während er das Portemonnaie schnell wieder dem Schutz seiner Gesäßtasche anvertraut, ruft er empört: Dies Kind glaubt, ich verschenke Gold!

Mit meinem Vater ist er streng. Die Geige unterm Kinn und ohne sein Spiel zu unterbrechen, schreit er ihn beim Üben gequetscht an: Nicht-ei-len! Nicht-ei-len! Irgendwann klopft er mit dem Bogen aufs Notenpult des Flügels: Hier um den Buchstaben Dora herum, Herr Doktor, ist noch Kuddelmuddel. Das müssen Sie aber noch mal ganz sorgfältig üben, nicht?

Mein Vater schluckt das runter.

Ich kann nicht fassen, dass jemand so mit ihm redet wie er sonst mit mir. Wahrscheinlich das Schicksal eines Dilettanten, der mit Berufsmusikern spielen will. Sie lassen ihn spüren, dass sie handwerklich eine andere Klasse sind. Aber mein Vater steckt das ohne Widerspruch weg. Er liebt den Ton der Geige zu sehr. Er ist süchtig danach, es ist seine Passion, er ist bereit, dafür zu leiden. Er will einfach große Geiger begleiten. Dafür schlägt sein Herz.

Auch meine Mutter spielt Geige. Und natürlich steht eine Frage im Raum, die sie nicht stellt, die ihr aber vielleicht doch manchmal durch den Kopf geht: Warum spielst du nicht mit mir? Warum muss ich Essen kochen, Wäsche waschen, Kinder erziehen? Warum müssen hier Geiger von auswärts anreisen, für die ich die Arbeit mache und die mich dann in der Geigenstunde runterputzen, dass mir Rotz und Wasser auf den Kinnhalter läuft? Warum ist das mein Leben?

Jeden Tag holt sie ihre Geige hervor, nur eine halbe Stunde.

Das rettet sie. Sie will nicht in Hausarbeit ertrinken. Zum Üben geht sie ins Elternschlafzimmer, wo auch ihr Schreibtisch steht. Dabei höre ich meiner Mutter oft zu, wie immer durch die geschlossene Tür, und mache mir so meine Gedanken. Es klingt, als ob sie der Geige mit dem Bogen auf den Saiten nicht zu sehr weh tun will. Es wirkt zu vorsichtig. Nicht hässlich, gar nicht. Nicht zum Weglaufen, wie bei vielen, die sich an dieses Instrument verirren. Ihr Ton klingt sympathisch. Aber es gibt keinen Zweifel: Eine Geigerin ist sie nicht. Eher eine Anti-Geigerin. Ein schnelles Vibrato steht nicht in ihrer Macht. Da kann sie üben und noch mal üben, aus diesem Ton wird nichts. Er entwickelt sich nicht. Der leidenschaftliche Zugriff, das Verführerische, die anheizende Sinnlichkeit, die den Hörer im Mark treffen will – das ist sie als Person nicht. Leider. Aber sie liebt ihr Instrument innig und hält zäh an ihm fest.

Das Problem ist noch komplizierter. Meine Mutter will auf den Hauskonzerten meines Vaters gar nicht auftreten. Es ist ihr alles ein paar Nummern zu groß. Der offizielle Rahmen, das ganze künstlerische Anspruchsdenken geht ihr gegen den Strich.

Als sie 1936 seinen ersten Heiratsantrag ablehnte, hat sie schon geahnt, dass ihre Interessen klaffen. Mein Vater hat sich ins Zeug gelegt, um sie für das gemeinsame Leben zu gewinnen. Sicher hat er auch gesagt: Du spielst Geige – ich spiele Klavier. Das könnte doch so schön sein.

Es wird aber nicht nur schön. Gerade das mit Geige und Klavier wird nicht so schön. Am Sonntagvormittag spielen sie langsame Sätze. Aber irgendwann fällt meiner Mutter auf, dass es Sozialdienst ist, den mein Vater da leistet. Er ist einfach nicht begeistert von ihrem Spiel. Wenn man so süchtig nach dem schönen Geigenton ist wie er, wird es zur Qual, diese Frau zu

begleiten. Sie spürt das. Sie wird sein Gefängnis, und befreien kann ihn nur ein Profi, mit dem er üben und Konzerte geben kann.

36 Dabei ist sie die Frau seines Lebens. Immer wieder sagt er: Die oder keine! Aber wenn es um Kammermusik geht, ist ihre Beziehung bedroht. Sie sprechen es nicht aus. Niemand will es wahrhaben: sie selbst nicht, meine Brüder nicht – und ich? Ich kann einfach nicht drüber hinweggucken.

Plötzlich spüre ich einen Stoß im Rücken:

Wie lange dauert das noch?

Ich drehe mich um. Den Gefangenen kenne ich nicht.

Ich weiß es nicht, sage ich, eine halbe Stunde vielleicht noch.

Eine Beethovensonate, und dann ist Schluss.

Eine halbe Stunde!, ruft der hinter mir.

Psscht, zischt es von den Seiten.

Aber der lässt nicht locker: Wirklich eine ganze halbe Stunde?

Ich drehe den Kopf zur Seite und flüstere: Sie lassen die Wiederholungen der Exposition immer weg, damit es schneller geht.

Gefällt mir gut, die Musik. Meint der von hinten. Sag mal: Raucht dein Vater?

Klar, der raucht, antworte ich.

Weißt du, wo er sie versteckt?

Was meint der? Soll ich Zigaretten klauen?

Ich schüttele den Kopf. Das geht nicht, sage ich, das kann ich nicht machen.

Seine Nachbarn lachen. Einer stimmt mir zu: Tu das lieber nicht. Sonst gib't Dresche für dich, und er hier geht wieder in Einzelhaft.

Nachher gibt's Schnittchen und Apfelsaft, sage ich.

Hoffentlich genug, antwortet er. Und jetzt sei ruhig, es geht wieder los.

Das nächste Stück holt mich sofort wieder zurück. Beethoven, A-Dur Sonate op. 30. Der erzählt ja richtig mit seinen Tönen! Der spricht mit einem! Als ob er eine Antwort erwartet.

Mein Vater hat das begriffen. Das sieht und hört man. Und die Geiger, diese Profis, haben begriffen, dass mein Vater das begriffen hat. Und sehen deshalb über manches weg, was er pianistisch nicht bieten kann. Mein Vater kann zuhören, während er auf dem Klavier begleitet. Er antwortet regelrecht auf die Melodien und kurzen Einwürfe der Violine. Das kann nicht jeder, auch nicht jeder Profi. Er ist schon der geborene Kammermusiker. Was der Beethoven erzählt, ist dringend. Mein Vater fühlt das. Auch wenn er nie darüber spricht. Diese Musik ist voller Erlebnis, da geht es um was. Nur kann man es nicht in Sprache übertragen. Es ist wie mit dem Gesicht, das sich nicht in die Geschichten des Lebens zurückübersetzen lässt. In dieser Musik tobt sich das Leben aus und ist sich selbst genug.

37

Dieser Beethoven ist eine andere Art von Dostojewski. Er seufzt, schlägt um sich, sinkt resigniert in sich zusammen und hofft Unmögliches. Alle Verwicklungen, das ganze Elend, die ganze Freude, die das Leben bereithält, gestaltet und durchlebt er.

Auch die Strafgefangenen merken, dass es ihrem Chef mit seinem Geiger um etwas geht. Dass die Gefühle zeigen. Für einige ist das peinlich. Sie wollen das gar nicht so genau mitkriegen. Aber die Ohren sind wehrlos. Und man kann sie sich im Konzert schlecht zuhalten.

Als der letzte Ton dieser so beredten Beethoven-Musik verklungen ist, die Gefangenen frenetisch applaudiert und die Angestellten auf den Polstermöbeln nachdrücklich ihr Lob gehaucht haben; als vor allem der Profigeiger anerkennend genickt hat, da fällt etwas von meinem Vater ab, und er ist glücklich. Er kommt mir gar nicht mehr vor wie mein ständiger Erzieher, dem immer neue Aufgaben für mich einfallen: Heb mal dies auf, heb mal das auf, hast du deine Schularbeiten schon gemacht, hast du die Lateinarbeit zurückgekriegt, schon Klavier geübt, hilf mir mal mit dem Teppich hier, lass uns die Fransen ordentlich hinlegen, bring mir mal Kehrwisch und Schaufel, wer hat denn da sein Bonbonpapier liegen lassen, wer hat das hier schon wieder kaputt gekriegt, lüg mich nicht an, wer soll das sonst gewesen sein, was, du warst das nicht, dann muss der Rohrstock her, komm mal mit ins Schlafzimmer.

Nichts von alldem. Jetzt, in dem Augenblick nach diesem Konzert, ist er ein anderer Mensch. Er hat seine Arbeit hinter sich gebracht, eine riskante Arbeit, die geglückt ist. Und er ist darüber froh und erleichtert. Er fühlt keinen Druck mehr, auch keinen Zeitdruck, er atmet schön langsam aus. Und ist einfach da.

Das Hausmädchen bringt ihm ein Handtuch, er wischt sich das Gesicht ab, greift nach einem Glas verzuckertem Orangensaft und trinkt es genussvoll aus. Nach dem letzten Schluck ruft er: Ah, schmeckt das gut! Lebenssaft! Das ist Lebenssaft! Und fährt sich noch einmal mit dem Handtuch unter den Hemdkragen, den Nacken entlang, er schwitzt, schöner Schweiß, Schweiß von geglücktem Dasein. Er strahlt bescheiden, seine Augen, seine Haut glänzen, er winkt ab, als er die Macke sieht, die ich mit meinem neuen Fahrtenmesser in den hochpolierten Nussbaumtisch geschnitzt habe, meint, da

wollen wir heute mal nicht so genau hingucken. Ich kann das gar nicht fassen, diese Großmut, vor zwei Tagen ist er noch im Karree gesprungen, als er die Macke gesehen hat. Ich könnte ihn umarmen, weil er einfach nur glücklich ist. Aber wie lange hält das an?

Ängstlich merke ich, wie die Augenblicke verstreichen, wie die Zeit seines Glücks vergeht, wie meine Mutter an ihn herantritt und Probleme mitbringt: Die Gefangenen sollen jetzt ihre Schnittchen haben und das Glas Apfelsaft kriegen, dann müssen sie raus, vier von ihnen bleiben da zum Umräumen, weil heute Abend alles noch mal von vorne losgeht, da kommen ja deine Freunde.

Ja, sagt mein Vater, wir müssen weitermachen.

Sein Duo-Partner hat sich schon nach oben ins Gästezimmer verzogen. Er darf sich ausruhen für seinen Auftritt am Abend. Gleich bringt man ihm sogar noch seine Hühnersuppe rauf.

Deine Rotary-Freunde kommen schon bald, fügt meine Mutter noch ganz unnötig hinzu.

Mein Vater versteht den Vorwurf und sagt: Mit ihren Frauen. Ihre Frauen kommen ja schließlich auch.

Aber es sind deine Freunde, erwidert meine Mutter, vor allem sind es deine Freunde.

Nein, sagt mein Vater, Schottkys kommen auch. Und Frau Schottky ist deine Freundin.

Ja, sagt meine Mutter, aber ob sich eine Nervenärztin wohlfühlt zwischen deinen ganzen Fabrikanten und Behördenleuten, weiß ich auch nicht.

Mein Vater zieht die Augenbrauen hoch. Er weiß, wann er die Auseinandersetzung mit seiner Frau beenden muss, damit sie vor uns Kindern nicht eskaliert, und so macht er sich an

die Arbeit. Er drängt die Aufsichtsbeamten zum Abmarsch der Gefangenen und sucht sich vier Jungs der Stufe zwei aus, die ihm beim Umräumen helfen. Sobald die achtzig Stühle raus sind, muss mit unserer eigenen Einrichtung die Konzertatmosphäre für den Abend hergestellt werden.

40

Spielst du auch Klavier?

Das ist der von vorhin, der wollte, dass ich Zigaretten klaue.

Ich bin der Heinz.

Ja, sage ich. Ich heiße Edgar.

Warum spielst du nicht für uns?

Ich zucke mit den Schultern.

Bist du nicht gut genug?

Mein Gott, ist der direkt, denke ich.

Und deine Brüder?

Spielen auch.

Besser als du?

Ja.

Hat ganz schön schnelle Finger, dein Papa.

Du auch, sagt ein anderer zu Heinz, einer, den ich nicht kenne.

Wir lachen alle drei.

Worüber lachst du?, fragt mich Heinz.

Jetzt reicht's mir, und ich sage laut: Weil er sagt, dass du schnelle Finger hast. Ist ja klar, was das heißt.

Heinz gehört zu den vier Jungs, die umräumen sollen.

Der runde Nussbaumtisch kommt wieder in die Ecke zu den hellen Polstermöbeln!, ruft mein Vater quer durchs Zimmer.

Weiß ich, Chef, ruft Heinz zurück. Weiß ich noch von vorhin.

Offensichtlich weiß Heinz, wo bei uns die Möbel stehen. Das fühlt sich an, als hätten wir einen neuen Freund in der Familie.

Das ist mein Tisch, sagt er, als er das schwere Teil im Alleingang in die Polsterecke schleppt. Den hab ich gemacht, fügt er hinzu, mit Betonung auf «ich». Er stellt ihn ab, mit Wucht, das Ding ist wirklich schwer, lässt ihn aber nicht los. Das große Rad der Tischplatte hält er fest in seinen Händen und bleibt in dieser Haltung stehen. Blickt auf die Platte.

Zum ersten Mal fällt mir auf, was das für ein tolles Stück ist. Aus einer einzigen großen Wurzel geschnitten.

41

Hat der Heinz doch schön hingekriegt, sagt der andere, den ich nicht kenne.

Ist mir wirklich gelungen, meint Heinz selbst über sein Gesellenstück. Jetzt steh ich hier bei euch, jeden Tag. Und ihr könnt eure Weingläser draufstellen. Ich weiß noch, wie mein Meister gesagt hat: Wenn du dies Wurzelholz versaut, gebe ich dir nie wieder eins! Dann machst du nur noch Spanplatte. Da wirst du ganz schön nervös. Meine Hände haben schon geschwitzt, wenn ich das Holz nur von weitem gesehen hab! Das ist echt Arbeit.

Heinz schaut mich von unten an.

Das Holz will nicht immer so, wie du willst. Wenn du da mit dem Hobel rangehst, hast du Manschetten. Das lebt, das Holz. Die Maserung bricht unglaublich schnell, da schmirgelst du ganze Vormittage, bis dir die Arme schmerzen.

Ich nicke.

Wer hat das hier versaut?, fragt er plötzlich und zeigt auf die Macke, die ich mit meinem Fahrtenmesser in die Kante geschnitzt habe. Den würde ich gerne mal zur Rede stellen.

Das trifft mich unvorbereitet. Ich bin richtig erschrocken. Sieht man mir das an? So eine Scheiße! Ich habe gedacht, ich muss mich wegen dieser Macke nur auf den Zorn meines Vaters gefasst machen, und das ist schon schlimm genug. Aber dass

ich auf den Hersteller des Tisches treffe, damit habe ich nicht gerechnet.

Und Heinz hört nicht auf: Das ist ungerecht! Der das gemacht hat, sagt er und schaut auf die Macke, der läuft frei rum, und ich sitz ein. Da krieg ich 'ne Wut.

42 Das kann man doch nicht vergleichen, denke ich. Und dann kommt die Frage aller Fragen, die Frage meiner Kindheit, meines Lebens:

Warst du das?

Heinz steht immer noch gebeugt über dem Tisch, seine muskulösen Hände an der Platte, und fragt mich von unten herauf: Du lügst mich nicht an, oder?

Sein Blick steht wie eine Eins.

Aber ich lüge. Ich denke nicht daran, die Wahrheit zu sagen. Was geht ihn das an, verdammt noch mal! Das ist meine Sache. Das geht keinen was an. Es reicht, dass ich meinem Vater die Wahrheit sagen musste. Ich bin in einer schwachen Situation, aber ich hole mir Kraft aus der Lüge.

Ja, sage ich und schau ganz ruhig die Macke an. Das sieht wirklich nicht gut aus. Das war mein Freund Rainer Menke.

Rainer Menke? Kenn ich den?, fragt Heinz.

Weiß ich doch nicht.

Du warst das wirklich nicht?

Ich mache eine Kopfbewegung, die bedeutet, es liegt außerhalb jeder Vorstellungskraft, dass ich das gemacht habe. Ich bin jetzt überzeugend. Das spüre ich. Mein Körper hat sich gestreckt. Da kann sich Heinz jetzt mal dran abarbeiten.

Den möchte ich kennenlernen, sagt er, lässt den Tisch los und richtet sich auch auf. Du bist doch einer von uns, oder?

Ich verstehe nicht, was er meint.

Du spielst doch Theater bei uns. Du warst die kleine Hofschranze in «Was ihr wollt».

Ja, sage ich, aber dich habe ich da nicht gesehen.

Ich war auch nicht dabei, sagt Heinz, ich war in Einzelhaft, aber ich gehöre zur Theatergruppe. Und wir sind alle gefragt worden, ob wir das wollen, dass du bei uns mitspielst.

Das erstaunt mich.

Wir kannten dich. Über die Gartenkolonne. Du steckst doch öfter mit dem Philipp zusammen.

Ja, den kenne ich.

Ja, eben. Sagt Heinz. Und wir haben über dich gesprochen und fanden dich in Ordnung.

Danke, sage ich und nicke.

Ich spiele jetzt den Mandarin in «Turandot», sagt Heinz. Da ist 'ne gute Rolle für dich drin, die solltest du spielen.

Gerne, sage ich.

Also, bis dann. Und dann tippt er noch mal auf die Macke im Tisch: Und den hier – er sieht mir in die Augen –, den will ich kennenlernen.

Endlich haut er ab. Mit den drei andern. Ich bin heilfroh. Niemals im Leben werde ich diese Rolle in «Turandot» spielen. Mit Heinz möchte ich nicht auf Theaterproben sein.

Alles so, wie's sein soll, Chef?, fragt der Aufsichtsbeamte meinen Vater.

Wunderbar, antwortet er. Danke. Auch an die vier Jungs bitte.

Richte ich aus.

Dann sind sie alle fort, und ich bin mit meiner Familie wieder allein.

Den Tag sehe ich noch genau vor mir, wo ich mit meinem Fahrtenmesser vorm Sofatisch gesessen bin und nicht wusste,

wohin mit mir. Raus konnte ich nicht gehen, zu nass. Es goss in Strömen. Ich habe den Flügel angeschaut, den neuen, blanken Steinway meines Vaters. Das wird nichts mit mir als Pianist. Mir fehlt da was. Ich mag gern Musik. Sie löst viel in mir aus, aber sie macht mich immer zum Opfer. Sie zu gestalten? Das packe ich nicht.

44

Auf dem Steinway liegt eine Reitpeitsche. Das Requisit meines ältesten Bruders aus einer Schulaufführung, «Leonce und Lena» heißt das Stück, von Büchner. Die letzte Aufführung, bevor er die Schule verlässt. Er spielt Leonce. Ich hab es nicht gelesen, es scheint lustig zu sein, mein Bruder hat ein bisschen erzählt. Leonce ist ein Prinz aus dem Königreich Popo. Und Lena kommt aus dem Königreich Pipi. Und der Vater von Leonce, König Popo, läuft in der Unterhose rum, philosophiert über Kant und ruft: «Der freie Wille steht da vorn ganz offen.»

Offensichtlich braucht Leonce in dem Stück eine Reitpeitsche. Die Freundin meines Bruders spielt Lena.

Ich habe mein Messer in der Hand. Es muss kurz nach Weihnachten sein, das Messer ist ja ein Weihnachtsgeschenk. Jedenfalls habe ich es noch nicht ausprobiert.

Bald ist mein Bruder weg. Aber seit er diese Freundin hat, die die Lena spielt, ist er sowieso weg. Innerlich. Meine Mutter kann das gar nicht fassen, wie der innerlich weg ist, seit er diese Freundin hat. Andauernd kriegt sie Weinkrämpfe. Wie ein Kind, das etwas nicht hergeben will.

Ich schaue die Schneide von meinem Messer an. Wie scharf ist die wohl? Ich lasse sie mal auf die Tischkante fallen. Sie hakt sich sofort fest. Noch könnte ich sie zurückziehen. Aber ich will wissen, wie hart das Holz ist, und drücke etwas nach. Es passiert mir noch zu wenig. Ich schiebe die Klinge hin und her. Jetzt sitzt sie einen Zentimeter im Holz. Ich werde nervös und

ziehe das Messer zu schnell weg. Dabei dreht sich die Klinge und hebt einen ganzen Span hoch. Was ich da sehe, sieht nicht gut aus. Unter der Politur hat das Holz eine ganz andere Farbe. Viel heller. Ob ich das mit Schuhcreme abdecken kann?

Schnell hole ich eine Tischdecke, lege sie sternförmig so auf, dass eine Ecke der Länge nach über der Macke hängt. Das muss erst mal reichen.

45

Jetzt gehe ich auch noch auf den Flügel zu, nehme die Reitpeitsche in die Hand und schlage sie gegen mein Hosenbein. Es klatscht. Das kann man fester und weniger feste machen. Kann jedenfalls weh tun.

Gut, dass mein Vater keine Reitpeitsche statt des Rohrstocks benutzt. Es gibt einen Mitschüler von mir, der muss mit seinem Vater, einem Marinepfarrer, und einer Reitpeitsche in den Keller.

Ich nehme das Messer und setze es an der Mitte der Peitsche an, 45 Grad, so wie man eben schnitzt. Ich habe keine Ahnung, wieso ich das tue. Ich mag meinen Bruder, kann mir durchaus vorstellen, dass ein Theaterrequisit lebenswichtig ist. Ich will auch nur ... ich will auch nur mal ... ich will doch eigentlich gar nicht ... Schon ist es passiert. Die Reitpeitsche besteht plötzlich aus zwei Teilen. Nur eine schmale Faser verbindet sie noch. Unfassbar, wie schnell das passiert ist.

Meine Stimmung ist am Boden. Tiefer geht's nicht. Komisch sieht sie aus. Wie schlapp der vordere Teil herunterhängt. Ich lege sie sorgfältig auf den Flügel zurück und schiebe die Teile zusammen.

Wenn man sie so sieht, ahnt man nichts.

Ich stelle mir vor, wie mein Bruder die Peitsche vom Flügel nimmt, der vordere Teil plötzlich 90 Grad herunterhängt, sehe

sein ungläubiges Gesicht vor mir und muss lachen. Ich muss so lachen, dass ich mir von innen auf die Backen beiße.

Was für ein Teufel steckt bloß in mir? Wie lange werden sie draufschlagen müssen auf mich, auf meinen Po, auf meinen Rücken, in mein Gesicht, bis dieser Teufel endlich Reißaus nimmt.